

Analyse

Reto Wehrli Der Präsident der Gerichtskommission beurteilt die Tauglichkeit des Bundesanwalts. *Von Erwin Haas*

Er hat Beyelers Zukunft in der Hand

Heute wird der Schwyzer CVP-Nationalrat Reto Wehrli für Bundesanwalt Erwin Beyeler zum Schicksalsgott. Als Präsident der parlamentarischen Gerichtskommission (GK), die 17 Mitglieder umfasst, will er sich zwar «zurücknehmen und hauptsächlich für ein anständiges Verfahren sorgen». Doch was den höchsten Ankläger im Land betrifft, der wegen des Falls Holenweger und angeblicher Führungsschwächen in der Kritik steht, ist er es letztlich, der mit dem Daumen nach oben oder unten zeigt. Denn es geht darum, dem Parlament Beyelers Wiederwahl zu empfehlen oder nicht.

Der 46-jährige Wehrli, selber Anwalt mit einer Advokatur in Schwyz, ist nicht der Typ, der Macht genießt, geschweige denn sie zelebriert. Nachdem er in den Wahlen 2003 den Parteikollegen Toni Eberhard mit 13 Stimmen Vorsprung



ausgestochen hatte, liess er keinen Zweifel daran: Von Sachpolitik im Bundeshaus hält er mehr als von Gladiatorenkämpfen in der Arena. Nationalratskollegen wie Urs Hany attestieren ihm denn auch, er sei hochintellektuell, verfüge über «natürliche Autorität» und denke zweimal nach, bevor er etwas sage.

Das heisst nicht, dass Wehrli hinter dem Busch hält. Er hat sich im Nationalrat rasch zu einem Vorderbänkler entwickelt als Gesellschafts-, Familien- und Umweltpolitiker, der auch bei den Grünen gut aufgehoben wäre. Das deutlichste Zeichen setzte Wehrli mit einer parlamentarischen Initiative: Das gemeinsame Sorgerecht getrennter Paare für ihre Kinder soll gesetzlich zur Regel werden. Damit will Wehrli die richterliche Norm entkräften, Kinder im Scheidungsfall der Mutter zuzusprechen, was viele Väter als ungerecht empfinden.

Im Januar hat Wehrli bekannt gegeben, dass er nicht zur Wiederwahl antritt. Er wolle mehr Zeit für seine Familie und die Kanzlei haben. Im Widerspruch dazu stehen seine unzähligen anderen Engagements. Er sagt zwar, er wolle «bewusst nicht in prestigeträchtigen Verwaltungsräten und Verbänden» sitzen. Doch auf kleineren Hochzeiten tanzt er mit.

Wehrli, der Literatur, Film und Konzerte liebt und Kochen, Sport und Reisen pflegt, kennt keine Berührungsängste. Er hat eher das Problem, dass ihm ein Nein nicht leicht über die Lippen kommt. Er ist oberster Pfadfinder der Schweiz, engagiert sich für kirchlich motivierte Stiftungen, aber auch für die Seebühne Ingenbohl und die Greina-Stiftung zum Schutz der Fliessgewässer. Er organisiert das Kantonalturfest 2012 in Schwyz und ist als Präsident des Schweizerischen Brennerverbands einem guten

Schwyzer Kirsch nicht abgeneigt. Abstriche kann er allenfalls bei seinen Kolumnen in verschiedenen Medien machen, die er nicht ohne satirische Spitzen verfasst - etwa wenn er über die Daseinsberechtigung von Fussball sündigt, «im Souterrain des Unbewussten» nach Erklärungen sucht und zum Schluss gelangt, Fussball sei «schöner, wenn Frauen nicht mitmachen».

Die Arbeit geht ihm ohnehin nicht aus. Er sitzt neu im Verwaltungsrat der Tellco, die beim Äufnen von Pensionskassengeldern zur Spitze vorstossen will, ist als Präsident des Busunternehmens Auto AG Schwyz vorgeschlagen und will sich mit anderen Mandaten «ohne Bezug zur Politik» auf ein zweites berufliches Standbein stellen.

Bundesanwalt Beyeler kann insofern beruhigt sein, als er heute von einem sachlichen und fairen Politiker beurteilt wird. Immerhin sass Reto Wehrli vorher in der Begnadigungskommission.

AKW Der Bundesrat will unter dem Eindruck von Fukushima übereilt den Ausstieg beschliessen.

Von Markus Eisenhut

Angst macht keine gute Politik

Zehneinhalb Wochen nach dem Super-GAU von Fukushima stellt der Bundesrat heute die Weichen in der schweizerischen Energiepolitik. Erwartet wird von der Regierung ein klares Signal. Weil weder der sofortige Ausstieg aus der Atomenergie noch der Bau neuer AKW infrage kommt, darf man davon ausgehen, dass der letzte Reaktor in der Schweiz etwa 2045 altersbedingt abgestellt wird.

Es liegt auf der Hand, dass die Folgen der Tsunami-Katastrophe den bundesrätlichen AKW-Entscheid und die Argumentationslinie prägen. Die Atomenergie sei, so wird die Regierung wahrscheinlich ausführen, nicht kontrollierbar und deshalb nicht zukunftsträchtig. Sie wird wohl von neuen Erkenntnissen reden und von einer glänzenden Zukunft neuer erneuerbarer Energien.

Doch warum diese Eile? Wenn wir ehrlich sind, liegen dem AKW-Beschluss keine wirklich neuen Erkenntnisse zugrunde. Die Atomenergie war schon vor der Katastrophe in Fukushima risikobehaftet. Auch sind die schweizerischen Meiler in den vergangenen zehneinhalb Wochen nicht unsicherer geworden. Und die neuen erneuerbaren Energien nicht leistungsfähiger und nicht zuverlässiger.

Unsere Meiler sind nicht plötzlich unsicherer geworden - und die erneuerbaren Energien nicht leistungsfähiger.

Getrieben wird der Entscheid von einem Faktor: Angst. Die Angst ist nach 9/11 zum wirksamsten Instrument von Politik und Wirtschaft geworden. Und seit dem 11. März 2011, seit ein Erdbeben Fukushima erschütterte, hat die Welt wieder Angst. Angst vor den Risiken der Atomkraft.

Die Angst gehört zum Menschsein. Sie macht auf Gefahren aufmerksam, hält wach und kritisch. Es ist deshalb wichtig, dass der Mensch, will er überleben, ab und an Angst hat. Genauso wichtig ist es aber, dass nicht Angst allein das Tun bestimmt. Die Angst habe grosse Augen, sagt denn auch ein Sprichwort und meint, dass wir Dinge, die wir angsterfüllt sehen, nicht realistisch beurteilen.

Wir leben in einer Zeit, in der das Wissen scheinbar in Echtzeit über Computer, Smartphone und Tablets verfügbar ist. Genau genommen handelt es sich dabei aber nicht um Wissen im Sinne von Erkenntnissen, sondern primär um Information.

Die Ereignisse in Fukushima haben wir alle gebannt verfolgt. Im Internet, am Fernsehen, am Radio, im «Tages-Anzeiger». Jede Information haben wir aufgesogen: über die Explosionen, die austretende Radioaktivität. Über Sievert und Mikrosievert, Evakuierungen und Verstrahlung. Im Minutentakt wurden wir über die Geschehnisse in und um Fukushima informiert. Doch haben wir auch unser Wissen bezüglich dieser hochkomplexen Technologie vermehrt?

Sokrates wusste, dass er nichts wusste. Wir glauben zu wissen. In Tat und Wahrheit wurden wir in den vergangenen Wochen aber mit Informationen geflutet und sind derzeit erst auf dem Weg, diese Informationsflut in Wissen zu verwandeln. Es wird noch einige Zeit dauern, bis wir am Ende im Detail verstehen, was wirklich passiert ist an der japanischen Ostküste. Und welche Lehren daraus zu ziehen sind.

Der AKW-Entscheid ist zentral für die Schweiz. Bleibt das Land in der globalisierten Welt ohne die Atomenergie wettbewerbsfähig? Kann die drohende Stromlücke mit neuen erneuerbaren Energien überbrückt werden? Was ist die nachhaltigste Energie im Zeichen des Klimawandels? Wie gross sind die Risiken moderner Kernkraft?

In Wahljahren gehen selbst die grossen Hirsche in der Politik mit der Mode. Gegen Atomeiler zu sein, ist heute in. Wie dagegen zu sein, allgemein in Mode ist, und es dem Zeitgeist entspricht, den politischen Gegner möglichst in die Ecke zu stellen.

Doch in der Energiefrage geht es um nichts weniger als unsere Zukunft. Und in unserer freien Gesellschaft sollte die Zukunft allein mit Vernunft, kritischem Denken und sachorientierten Debatten gestaltet werden. Nicht mit Angst. Dazu braucht es fundiertes, abschliessendes Wissen. Haben wir dieses Wissen schon, um kritisch, vernünftig und sachorientiert zu entscheiden? Zehneinhalb Wochen nach Fukushima? Zweifel sind angebracht.

Warum sich also nicht für ein Moratorium entscheiden?



Der FCZ-Goalie im Spiel der Saison gegen den FCB, das 2:2 endete. Foto: Reto Oeschger

Fussballmeister Bekenntnis eines Opportunisten.

Von Jean-Martin Büttner

Der Fallrückzieher

Es lässt sich leicht merken: Fussball ist wichtig, wenn sie (also wir) gewinnen. Er wird unwichtig, wenn wir (also sie) verlieren. Und wer noch eine Strategie braucht, um gegnerische Führungstore in der 93. Minute zu bewältigen, um mit Flachbällen zwischen Goalie-Beinen umzugehen, um nicht mit Trainerfehlentscheiden und Schiedsrichterfehlentscheiden hadern zu müssen, mit verschossenen und kassierten Penaltys, hier ist sie: der Von-Fall-zu-Fall-Rückzieher. Jubeln mit, Klagen ohne.

Nun gibt es Leute, die Freude haben, wenn man verliert. Und da man als Basler zum FCB neigt und trotzdem in Zürich lebt und dazu noch bei einer Zeitung arbeitet, wo der eine Chefredaktor zu GC hält und der andere zum FCZ, wird aus dieser Freude grosse Freude, wenn zum Beispiel Basel wegen Biel aus dem Cup fliegt.

In solchen Momenten kann man die Bedeutungslosigkeit des Fussballs nicht klar genug betonen. So lässt sich auch der Kollege im Ressort aushalten, der nach jeder Niederlage per SMS mitteilt, Basel wanke, und der bei unseren Siegen daran erinnert, der FCB habe zehn Millionen Franken mehr Budget als der FCZ und sei trotzdem nicht besser. So entschuldigt, rechtfertigt

und verarbeitet halt jeder, so gut er kann. Am besten bleibt die partielle Verdrängung. Was nicht wichtig ist, kann nicht verdriessen. Was beglückt, kann nicht wichtig genug sein.

Nun gibt es Leute, die das unsolidarisch finden, kleinlich, egoistisch, mit einem Wort: opportunistisch. Sie haben recht, aber sie haben keine Alternative; jedenfalls keine akzeptable. Denn diese Leute gehen selbst dann ins Stadion, wenn ihre Mannschaft keine Chance hat auf irgendwas. Wenn sie am Ende der Meisterschaft noch immer im Mittelfeld herumturnt. Wenn sie in der Hinrunde rettungslos hoch verloren hat. Wenn sie in der Gruppenphase Letzter ist. Wenn der Trainer sagt, man müsse zuerst das Spiel analysieren. Wenn die Spieler sagen, sie schauen jetzt gemeinsam vorwärts. Wenn die Fernsehkommentatoren sagen, die «Routiniers» seien «übermütig» geworden und «David» habe «Goliath» besiegt, und was für Textbausteine sie sonst noch aneinanderbauen.

Leute, die sich das alles antun, sind Fans. Schön für sie. Wir bleiben ein Fan von Freddie Mercury: Werden wir heute nicht Champion, haben wir keine Zeit mehr für die Loser.

Chile Wie starb Salvador Allende wirklich?

Von Sandro Benini

Gestörte letzte Ruhe

Es war einer der dramatischsten Momente der jüngeren Weltgeschichte: Am 11. September 1973 bombardieren putschende Einheiten der chilenischen Armee unter General Augusto Pinochet den Regierungssitz La Moneda in Santiago de Chile. Zuvor hat es der sozialistische Präsident Salvador Allende kategorisch abgelehnt, sich zu ergeben und ins ausländische Exil zu flüchten. Übers Radio wendet er sich ein letztes Mal ans chilenische Volk. Wenig später schießt er sich mit einem Maschinengewehr, das ihm Fidel Castro geschenkt hat, eine Kugel in den Kopf. Dies ist zumindest die offizielle Version.

Zahlreiche Anhänger Allendes haben allerdings stets behauptet, der demokratisch gewählte Präsident sei in Wirklichkeit von den Militärs erschossen worden. Unter den Verfechtern dieser These befinden sich gleich zwei Literaturnobelpreisträger: der Chilene Pablo Neruda und der Kolumbianer Gabriel García Márquez. Um endgültig Klarheit zu erhalten, ist Allendes Leiche nun exhumiert worden. Einem Richter zufolge gibt es gute Gründe, die auch von Allendes Familienangehörigen vertretene Selbstmordthese zu bezweifeln.

Politischer Zündstoff

Für die Linke zeigte das Schicksal des marxistischen Präsidenten, wie skrupellos sich die USA über ihre eigenen Prinzipien hinwegsetzten, indem sie während des Kalten Krieges lateinamerikanische Militärdiktaturen unterstützten. Auf dem ganzen Kontinent leiteten Guerillabewegungen daraus das Recht zum bewaffneten Widerstand ab. Die Gegenseite behauptete, Chile hätte sich zu einem zweiten Kuba entwickelt, wäre Allende nicht gestürzt worden. Diese Argumentation ist zutiefst fragwürdig. Vier Monate vor dem Putsch hatte die Regierungspartei nämlich ihre parlamentarische Mehrheit verloren, weshalb Allende ein Plebiszit plante, um das Volk entscheiden zu lassen, ob er im Amt bleiben sollte.

Heute ist Chile gemeinsam mit Brasilien der wirtschaftlich und sozial erfolgreichste Staat Lateinamerikas - ein ermutigendes Beispiel dafür, dass Zivilisation und Demokratie auch tiefe Gräben zuzuschütten vermögen. Daran ändert sich nichts, selbst wenn Allendes letzte Minuten anders verlaufen wären als bisher vermutet.